

Teil 4

Friedrich Engels: Ein Brief aus Berlin an meine Schwester Marie

Liebe Marie!

Berlin, 2. August 1842

Über deinen langen Brief habe ich mich sehr gefreut...und die Strafpredigt sehr rasch überlesen.

Nun hast du also Bonn und den interessanten, lahmen, bärtigen, bebrillten, scharfkuckenden Studenten verlassen und bist in Ostende gelandet.

Ich hätte dazu noch einige Fragen: Warum hinkt er nur immer des Weges? Hinkt er interessant oder gewöhnlich, wie andre Lahme? An welchem Fuß ist er lahm, am rechten oder an beiden? Trägt er nicht einen Hut mit einer roten Hahnenfeder? Sollte er nicht der diable boiteux sein? Ich möchte gerne Näheres...wissen. Ich habe dir dazu etwas gedichtet. Gib mal acht.

***Aus dem Kloster bin ich glücklich
Fort und darf mich frei bewegen,
Schwatzen, lachen darf ich wieder
Mich sogar ins Fenster legen.***

Ach wie traurig, als im Kloster

***Von Duennen rings umlauert
Ich bei steter Arbeit saß,
Abgepfercht und eingemauert!***

***Singend hört ich Heidelberger
Draußen oft vorübergehen,
Und ich durfte nicht ans Fenster,
Nicht die flotten Burschen sehen.***

***Frei bin ich und will mich freuen
Meiner kaum erworbnen Freiheit.
Grünes, frisches Leben will ich
Nach der grauen Einerleiheit!***

...

***Eins nur fehlt mir: Unter allen,
Die hieher zum Bade kamen,
Find ich, weh mir Armen! Auch nicht
Einen interessanten Lahmen!***

Nicht wahr, das ist dir so recht aus der Seele geschrieben? Ich will's dir auch komponieren, damit du es singen kannst....Ich hab' aber jetzt andere Dinge zu tun, als dich fortwährend zu besingen...Du mußt einmal sehen, daß du in Ostende die Vlaemsche oder Niederduitsche Taal lernst, das ist eine sehr klobige Sprache, welche aber ihre Vorzüge hat und jedenfalls sehr komisch ist. Wenn du noch Plattdeutsch kennst, so mußt du das Flämische so ziemlich verstehen.

Ich will dir nun auch etwas von mir hier in Berlin erzählen.

Zu meiner „militärischen Laufbahn“ kann ich dir mitteilen: Ich laß mich auch von meinem Hauptmann angrunzen und rüffeln und denke: et soll wol egal sein, und dreh ihm eine Nase; und wenn er's mir zu arg macht, wie vorigen Mittwoch, wo alle andern dispensiert waren und ich allein, bloß weil mein Bursche mich nicht abbestellt hatte, um 12 Uhr mittags mit auf den Schießplatz wandern mußte, um eine unausführbare Lumperei nicht ausführen zu sehen – in solchen Fällen meld' ich mich krank, und zwar diesmal wegen Zahnschmerzen, wodurch ich mir einen Nachtmarsch und ein zweistündiges Exerzieren erspart habe. Heute muß ich mich leider wohl wieder gesund melden. Dabei geh' ich spazieren, wenn es mir beliebt, Berlin ist groß, und bei unserer Kompanie nur drei Offiziere, die mich kennen, die begegnen mir also höchstwahrscheinlich nicht, und das einzige wäre, wenn sie mir den Kompanie-Chirurgen zuschickten, das hat aber gute Wege und höchstens, wenn er mich nicht zu Hause träfe, würd' ich eine Nase besehen. Es soll wol egal sein!

Abends, wenn vorlesungsfrei ist und ich nicht an einem Artikel schreibe, besuche ich wie in Bremen oft Theater und Konzerte. Das Theater ist sehr schön, ausgezeichnete Dekorationen, vortreffliche Schauspieler, aber meistens schlechte Sänger. Deswegen gehe ich auch sehr selten in die Oper, dafür mehr in die Konzerte wo ich den großen, lebenswürdigen, genialen, himmlischen, göttlichen Franz Liszt hörte und erlebte!

Die wenigen freien Stunden, die ich habe, verbringe ich meistens im Kreis der Freien, der Junghegelianer. Wir treffen uns immer in einer Weinwirtschaft, in unserem Stammlokal, das sich in der Poststraße im Zeitungsverlagshaus befindet und zur „Alten Post“ heißt. Ich hab das mal so beschrieben:

***„Ein Durcheinanderschrein, ein Toben fängt hier an,
Daß keiner in dem Saus zu Worte kommen kann.***

Sie sitzen nimmer still, sie schwirren, drängen, schieben,

Vom bösen Geiste stets im Kreis herumgetrieben.

Es läßt sich nimmer ruhn des Stillstands toller Haß,

Zur Ordnung schreitet man umsonst ohn' Unterlaß.“

Das ist ein Auszug aus dem von Bauer und mir verfassten „Heldengedicht“ „Die frech bedräute, jedoch wunderbar befreite Bibel“. Dazu mehr später im nächsten Teil.

In dieser Runde habe ich auch den Lausitzer Wein, den Grüneberger anno 40 getrunken. Der kann nicht in Fässern aufbewahrt werden, weil er das Holz entzwei frißt. Wenn er gut ist, so muß man ein Dutzend Stecknadeln aufessen und dann ein Glas Grüneberger trinken, und wenn die Nadeln nicht binnen fünf Minuten aufgelöst und vertilgt sind, so taugt der Wein nichts. Es ist ein sehr nachhaltiger Wein, denn wenn man einen Schluck trinkt, so ist einem der Hals vier Wochen lang wund. Er hat ein sehr feines Bouquet, so daß nur Kenner den Geruch von dem des Essigs unterscheiden können. Scheidewasser und Weinessig durcheinander kommt diesem edlen Getränk am nächsten.

Ich esse meistens in einem „Rheinischen Restaurant“, in dem meine heimischen Leibgerichte zubereitet werden. Auf den Tisch kommen zu meiner Freude Sauerkraut und Schweinefleisch und die gute alte „Erpelsupp“. Jeden Sonnabend gibt es Reibekuchen und ein Köpken Koffe dazu. Zu meinem Bedauern gerät der „Panhas“ nicht, weil die hier in Berlin kein Buchweizenmehl haben. Deswegen können die auch keine „Pufferskuchen“ backen, wonach ich schon eine lange Zeit schmachte.

Natürlich verkehre ich auch in der Wallburgschen oder auch Waldmüllerschen genannten Bierwirtschaft, die auch Versammlungsorte der Freien waren.

In der Konditorei „Stehelley“ am Gendarmenmarkt haben wir einen weiteren Versammlungsort der Freien. Im dem von der Reaktion

verschrieenem sogenannten „Roten Zimmer“ treffen wir uns zur Unterhaltung, zu Diskussionen und um die dort in großem Umfang vorhandenen Zeitungen und Zeitschriften zu studieren. Wir nennen den Raum auch unser Lesezimmer.

Mein treuer Begleiter ist dabei ein hübscher junger Wachtelhund, der sich durch viel Talent zum Kneipen auszeichnet. Ich habe ihn von einem Barmer Bekannten bekommen und auf den Namen „Namenlos“ getauft. Eins habe ich ihm beigebracht, wenn ich ihm sage: Namenloser, das ist ein Aristokrat, so wird er grenzenlos wütend gegen den, den ich ihm zeige und knurrt scheußlich. Damit hast du jetzt genug Informationen. Ich muß noch an die Mutter schreiben. Adieu.

Dein Bruder Friedrich

Berlin, 8. August 1842

(Quelle: Zwischen 18 und 25. Jugendbriefe von Friedrich Engels. Dietz Verlag, Berlin 1965, geringfügig bearbeitet von D.K.)